Chrysanthemum

Autor(en): **Volmar, Margrit**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 44

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647709

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ihre Tränen und antwortete stummen Munds, aber mit sprechenden Händlein: Ihr Elenden, ich verachte, ich verabscheue euch!

Ich selbst wußte nicht, ob ich mit den Kobolden „Berta" spielen oder meinen Schützling verteidigen sollte. Da kam meine Schwester lachenden Mundes zur Haustüre heraus und erzählte: „Kinder, in der Wohnstube spukt's. Der Kapuziner geht um am hellichten Tag. Die Herren sind in die Studierstube zur Textbesprechung gegangen. Da haben die Damen nach dem Wohnzimmer zugeriegelt und gehen durch die Küche. Aber jetzt wollen wir etwas Ordentliches spielen. Wir spielen Krieg. Neun kommen in die Festung, und neun sind die Angreifer. Die Bohnenstecken im Schweinestall und im Entenstall sind die Waffen. Geworfen wird nicht."

Der hintere Teil des Höfchens war von einem Holzschuppen bedeckt. Aus dem Hochgeschoß des Hauses ging ein Holzboden zur Scheuer hinüber. Dieser war überdacht und hatte eine Lattenwand gegen das Höfchen zu. Hier wurde das gesägte Kleinholz aufbewahrt. Der Raum unter dem Boden war ein leeres Gelaß, mit dem gleichen Pflasterboden wie der Hof und durch ein Holzgatter von diesem geschieden. In das Haus hinein waren ein Schweinestall und ein Entenstall gemauert, die aber schon lange nicht mehr benutzt wurden. Die Oeffnungen der beiden Ställe gingen in den halbdunkeln Raum unter dem Holzboden.

„Hier die Remise ist die Festung", sagte meine Schwester; „der Schweinestall ist die Nordzitadelle und der Entenstall ist die Südzitadelle."

Nun wurden die Waffen verteilt. Dreißig Bohnenstecken wurden in den Hof getragen für die Angreifer, dreißig wurden im Verschlag gelassen für die Verteidiger, der Rest wurde in die Scheuer geschlossen.

Darauf wurde gelost, wer verteidigen, wer angreifen sollte. Wohlweislich ließ aber meine Schwester den Kranzschrecken eine gesonderte Verlosung abhalten. Der Rote und der Gelbe kamen zu den Verteidigern, der Schwarze und der Weiße zu den Angreifern. Ich loste für die Festung, Berta für die Gegenseite. Da sie bei mir bleiben wollte, wurde sie gegen meinen kleinen Bruder ausgetauscht.

Nun zogen sich die Angreifer in das Haus zurück, und uns war eine Viertelstunde Zeit gegeben, die Festung in Verteidigungszustand zu setzen.

Wir verschanzten uns aufs kunstvollste. Mit Strohseilen und Stricken banden wir die Gattertüre zu, die leider kein Schloß hatte. Wir wälzten einen Hackklotz davor und schichteten Bretter in die Höhe, die wir mit langen Holzscheiten gegen die Tür stemmten. Dann verteilte meine Schwester, die der Kommandant der Festung war, die Verteidiger. Wir waren bereit und warteten atemlos.

Da ertönte die Angriffsfanfare. Die Tür sprang auf, und mit wildem Geheul stürzten die Feinde in den Hof, geführt vom weißen Schrecken.

Sie storchelten mit ihren Bohnenstecken herein, wir storchelten hinaus. Sie stemmten wider die Bretter und suchten sie umzuwerfen, und wir suchten mit unsern Waffen ihre Stangen zu Boden zu schlagen. Vor allem zielten sie auf die Strohseile und die Stricke und mühten sich, sie zu beschädigen und auseinander zu reißen, und wir begegneten mit unsern Wehren ihren Waffen in Stoß und Gegenstoß. Dazu schrien wir und sie aus Leibeskräften. Unser Feldgeschrei war „Jerusalem", das ihre „Ali-Pascha".

Meine Schwester kommandierte mit gellender Stimme: „Die linke Bastei in Gefahr! Fritz, Albert, herbei! Schlagt nieder, schlagt nieder!"

Und der Feldherr der Angreifer erfüllte das Dorf mit bestialischem Gebrüll.

Endlich nahm die Wut der Stürmer ab. Die Gegner waren erschöpft, ihre Waffen lagen zum großen Teil zerbrochen da. Die unsrigen waren noch alle ganz, und die Befestigung stand fast unverletzt. Ein Strohseil war zerschlissen und ein Knoten war gelockert. Aber wir hatten noch Seile in Reserve, und die Basteien und Schanzen waren um keines Fingers Breite gewichen. Kein Zweifel, wir hatten gesiegt. Unter unserm Hohngeschrei zogen die Angreifer in das Haus zurück. Wir fielen uns um den Hals und jauchzten. Die kleine Berta war ganz aus dem Häuschen vor Lust, und meine Schwester fing an zu singen:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Fest stehst du wie ein Fels!"

Aber auch das Frohlocken macht müde. Wir sicherten aufs neue unsere Befestigungen, dann kauerten wir uns zusammen und fragten uns: „Was sie jetzt wohl miteinander aushecken mögen?" (Fortsetzung folgt.)

Chrysanthemum.

Im Herbst sind sie überall zu sehen, diese stillen Blumen. Am meisten vielleicht trifft man sie auf den Friedhöfen, wo sie als letzte Blumen des Jahres die Gräber schmücken. Ein wenig fremd sind sie ja noch, und über ihren Blüten liegt es immer wie ein Heimweh nach ihrer Sonnenheimat, und in ihren Farben ist nie ein restloses Sichfreuen. Wie sollten sie auch? Hier ist ja alles so anders als bei ihnen daheim, und sie müssen so viele, viele graue Nebeltage durchblühen.

In ihrem ganzen Wesen ist etwas Gütiges, und ihre Formen sind alle weich und mild. Das Grün ihrer Blätter ist wie von einem Silberschimmer gedämpft, vielleicht ist von dem silbrigen Herbstnebel drangeblieben.

Die Blumen selber sind auch voll Weichheit. Zarte, lange, schmale Blütenblätter schmiegen sich aneinander und eng zusammen. Jedes hat seinen Platz gefunden und gehört einfach grad an diese Stelle und in die Lage, die es inne hat, und erfüllt dort mit Hingabe seine Bestimmung. Es liegt überhaupt in der ganzen Pflanze eine rührende Hingabe, als wollte sie, als letzter Blüher, sich uns so ganz und so lange wie möglich geben.

Und dann eben die Farben! Dieses Weiß voll Reinheit, und das Gelb, in dem es golden schimmert, und jenes, an dem ein Zitronenfalter von seinen Schwingen den Schmelz abgestreift haben könnte. Unter den roten Blumen gibt es eine, in deren Farbe es wie verhaltenes, wehes Weinen liegt. Und auf einer andern ist wohl vom letzten Abendgold ein Rest zurückgeblieben. Aber von dem zarten Blumenrot kann ich mir das Werden auch denken: es wird in einer kalten Nacht gewesen sein, daß sich eine der schneeweißen Blüten so sehr nach der Sonne und ihrer Wärme sehnte. Und als am Morgen die ersten Strahlen den Himmel färbten, da freute sich die Blume so sehr, daß sie sich wünschte, dieses Frührot möchte ihre Farbe werden.

Nein, Chrysanthemen haben nichts vom Sonnenjubel in sich. Und es ist gut so, mir ist, der blütenleere Winter müßte uns sonst noch mehr schrecken.

Margrit Volmar.